



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 21

Sonnabend, den 20. November 1926.

Nr. 21

## David Gilly, Friedrich II.

### und der Wiederaufbau von Jakobshagen.

Von Dr. Hans Vogel - Leipzig.

David Gilly, der Vater des berühmteren Friedrich Gilly, war einer der bedeutendsten unter den Berliner Architekten der Zeit um 1800; seine Bauten in Poreh und Freienwalde, Braunschweig und Steinhöfel gehören zu dem Besten, was uns der Klassizismus hinterlassen hat. Gewiß besaß er nicht die Genialität seines Sohnes, aber er war zu seiner Zeit der theoretisch und praktisch am besten unterrichtete Architekt Preußens. Seine Lehrbücher bildeten die Grundlage für das Studium der jungen Architekten an der Berliner Bauakademie, die wiederum nicht zuletzt durch seine Initiative entstanden war. Mit der beruflichen Tüchtigkeit verband er hohe menschliche Qualitäten: ein starkes Verantwortungsgefühl, Pflichttreue, Ernst, Güte und Bescheidenheit. Er war temperamentvoll und voll Abscheu gegen alle menschliche Gemeinheit.

Gerade das Menschliche seiner Persönlichkeit tritt neben dem Künstlerischen kaum einmal später so schön hervor, wie beim Wiederaufbau des nahe bei Stargard i. P. gelegenen Städtchens Jakobshagen, das im Jahre 1781, während Gillys früherer pommerischer Amtszeit, niederbrannte. Die Akten über diesen Wiederaufbau, im Stettiner Archiv aufbewahrt, werden durch einige bisher unveröffentlichte, sehr bezeichnende Briefe Friedrichs des Großen besonders wertvoll.

Raum war die Kunde von dem Brande, der das ganze Städtchen bis auf vier Häuser niedergelegt hatte, an die Regierung in Stettin gelangt, als David Gilly auch schon Befehl erhielt, den Wiederaufbau schnellstens in die Wege zu leiten: „Wir hegen alles Zutrauen zu Euch, daß Ihr bei dieser Sache mit aller Circumspection zu Werke gehen . . . werdet.“ Der Wiederaufbauplan, den Gilly einreichte, vereinigte den alten Stadtgrundriß und den neuen Plan auf einem Blatte mit den Entwürfen für die einzelnen Neubauten<sup>\*)</sup>. Der begleitende Bericht an König Friedrich und die sich nun anschließenden schriftlichen Verhandlungen sind ein beredtes Zeugnis, mit welcher Sparsamkeit man damals in Preußen zu Werke ging, mit welcher Fürsorge sich der König selbst in alle Einzelheiten einer solchen Planung vertiefte.

Da Gilly den Auftrag erhalten hatte, die neue Anlage „soviel möglich regulär“ einzurichten, schlug er vor, „daß die beiden längst durchgehenden Straßen, welche krumm gewesen, auch ein Haus vor das andere zurückgestanden, schmirgerade angelegt und die Häuser in égaler Front aufgeführt werden“. Bei der Umlegung der Straßenzüge war freilich nicht zu vermeiden, daß einzelne Höfe an Boden verloren, andere gewonnen. Die Bürger teilte Gilly in fünf verschiedene Klassen und stellte für jede Klasse einen bestimmten Haustypus auf. So sollten

z. B. von den Büdnerhäusern allein 44 gleiche Exemplare aufgebaut werden. Dieses uns heute wieder so vertraute Typisierungsverfahren bot für die Materialbeschaffung und den Bau selbst erhebliche Vorteile. Nur einige öffentliche Gebäude wie das Bürgermeister-, Predigerwitwen- und Pfarrehaus sollten ein eigenes Gesicht haben. Ueberall wurde der „allernotwendigste Bedarf an Stuben, Kammern und Küche angenommen“. Aus Sparsamkeitsgründen schlug Gilly auch vor, die Steine zum Bau der Kirche, die sich auf einem neu angelegten Platze in der Mitte der Stadt erheben sollte, von den „alten, ganz unnützen Ruinen“ des nahe gelegenen Saagiger Schlosses zu nehmen.

Aber seine Vorschläge fanden beim König wenig Gnade. In dem aus Potsdam datierten Antwortschreiben Friedrichs heißt es: „Erstlich was das project von der neuen Anlage des Städtchens betrifft, so wird das nicht gut angehen, sondern besser sein, wenn es wieder der Lage nach so aufgebaut wird, wie es gewesen, nur daß sie ein bisgen ordentlicher bauen; denn ein jeder Einwohner hat doch seine eigene Stelle und sein Gartchen gehabt, das wird doch ein jeder gern wieder haben wollen, welches aber nach dem neuen project nicht angehet, mithin würden darüber ein Hauffen Klagen entstehen. Zum anderen ist es mit dem Vorschlag, zu der Kirche die Steine von dem alten Saagiger Amtschlosse zu Hilfe zu nehmen und dieses deshalb abbrechen zu lassen, auch nichts, denn einestheils würden beim Abbrechen sehr viele Steine entzweigegeben, nicht zu gedenken, daß das Abbrechen selbst und der transport einen Hauffen Kosten verursacht. Sie müssen vielmehr Ziegeleien anlegen . . . Und was drittens den Kosten-Anschlag betrifft, so ist der übertrieben hoch gemacht. Seine Königl. Hoheit haben die Stadt Neustadt in Oberschlesien ganz und massiv aufbauen lassen vor 120 m. Reichsthaler und sie wollen für so ein Lumpen Ding so viel Geld haben. Das ist mir nichts: das kann ohngefähr 70 m. bis höchstens 80 m. rthlr. kosten, wenn es ganz massiv wieder aufgebaut wird. Die Kammer erhält demnach plan und Anschlag hiebei zurück und muß sie alles noch näher nachsehen und weit billigere Anschläge davon machen lassen. Friedrich.“

Gilly, der von dem Schreiben des Königs in Kenntnis gesetzt wurde, war keineswegs geneigt, seine Arbeit zu verraten. Nach nochmaliger genauester Prüfung fand er, „daß alles so angelegt und veranschlagt worden, daß es nicht möglich sei, der Königl. Allerhöchsten Kabinettsordere vom 26. July cr. gemäß die Anschläge zu retractieren . . . Er könne also, ohne sich bei der Ausführung des Baus in Verlegenheit zu setzen, von den Anschlägen nichts absehen“.

Jetzt aber erhielt die Kammer, die seinen Bericht weitergegeben hatte, ein sehr kurz angebundenes Schreiben des damals (August 1781) gerade in Schweidnitz weilenden Königs: „Seine Königl. Ma-

jestät Von Preußen Unser Allergnädigster Herr haben den anderweiten Bericht der Pommerschen Kriegs- und Domänenkammer vom 10ten dieses erhalten und daraus ersehen, daß zum Wieder-Aufbau der abgebrannten Stadt Jakobshagen in Pommern ohne dem Holze 78 m. Reichsthaler verlangt werden. Höchst dieselbe lassen aber der Kammer darauf hin zu erkennen geben, daß sie dorten abscheulich teuer sind . . . Hier in Schlessien ist auch eine Stadt abgebrannt, welches eine ganz andere Stadt ist wie Jakobshagen, wovon man kaum ein Wort gewußt hat, und da denke ich mit 70 m. Thaler auszukommen und sie wollen dort noch mehr haben. Das geht nicht an und können Seine Königl. Majestät auf dergleichen enorme Anschläge sich nicht einlassen, sondern die Cammer muß solche ein bisgen vernünftiger und ordentlicher machen. Und die Häuser nicht so kostbar anschlagen, wie das Prediger-Haus zum Exempel, soll beinahe an Zweytausend Thaler kosten, wozu ist das nötig, das kann für etwas weniger gebaut werden, und dergleichen mehr. Wonach die Cammer sich zu richten hat. Friedrich.“

Gilly wollte eben in einem neuen Plan alle Bauten noch etwas ärmlischer und beengter ansetzen, als sich die Jakobshagener Einwohner an den König mit der Bitte wandten, daß sie wenigstens die Privathäuser nach eigenem Geschmack und der bei ihnen gewohnten Art bauen dürften. Ihr klägliches Brief, in dem sie eine verhältnismäßig geringe Beihilfe erbaten, schloß mit den Worten: „Wir bitten alleruntertänigst uns diese Summe zu accordieren, wir kommen sonst vor Kummer und Not um. Jakobshagen den 4ten Oktober 1781. Die abgebrannten Einwohner daselbst.“ Der König fand ihre Forderung zwar noch immer „eine abscheuliche Summe“, war aber endlich doch einverstanden und der letzte Brief, den er in der Jakobshagener Angelegenheit schrieb, schließt denn auch freundlicher: „Ich bin übrigens Euer gnädiger König. Friedrich.“

Für David Gilly aber gab es noch ein sehr verdrießliches Nachspiel, das freilich zugleich nicht ohne Komik war. Die Briefe, die er damals schrieb, sehen seine Menschlichkeit in schönstes Licht.

Nach Gillys ursprünglichem Plan waren nur einige wenige öffentliche Bauten und die Kirche in Fachwerk errichtet worden. Er hatte, wie es in friderizianischer Zeit üblich war, die Arbeit einem Maurer- und einem Zimmermeister „in Entreprise“ übergeben, d. h. die beiden Handwerker verpflichteten sich gegen eine vertraglich abgemachte Summe in bestimmter Zeit die Gebäude fertigzustellen. Gilly selbst behielt die Oberaufsicht. Als die Bauarbeiten lange zu Ende geführt waren, reichte der Magistrat von Jakobshagen eine Beschwerdeschrift ein „wegen schlechter Erbauung der hiesigen durch Entrepreneurs aufgebauten publicanen Gebäude“: „Die Kirche hat einige Risse und Borsten in der Mauer, das Dach ist nicht verschmiert und es treibet der Schnee so häufig dadurch, daß bei jedesmaligem

<sup>\*)</sup> Ueber die siedlungsgeschichtliche Stellung dieses Plans vgl. auch W. Kühn, Kleinbürgerliche Siedlungen in Stadt und Land. Siedlungswerk Bfg. 17 bis 26 S. 39.



Schneetreiben 6-8 Personen zum Abbringen dahin gefant werden müssen.“ (1) In der Präpositur (dem Pfarrhause) sind die Türen „so zusammengetrocknet, daß man eine Hand zwischen den Sargen und Türen hindurchstecken kann“. „Ueberhaupt ist alles leicht und schlecht angeleget, und so ist es mit allen übrigen publicken Gebäuden beschaffen, welches zu schreiben zu weitläufig fällt. Nur daß wir Ew. Königl. Majestät allerunterthänigst bitten wollen, diese Bauten durch einen Bauverständigen revidieren zu lassen, welcher Fehler genug finden wird und daß daran die vielen allergnädigst uns dazu geschenkten Königl. Baugelde nimmer können verwant sein. Der Baudirektor Gilly weiß wohl von allem, aber so wie es heißt, ist er Ober-Entrepreneur und tut den Unteren keinen Schaden.“

Die Beschwerde wurde David Gilly zur Rückäußerung übergeben. In seiner Antwort wies er zuerst die einzelnen sachlichen Angriffe zurück; dann heißt es weiter: „Nun gelange ich aber zu dem Hauptpunkt des Berichts des Magistrats zu Jakobshagen. Es macht derselbe mir den ehrenrührigen Vorwurf, daß die Gelder ohnmöglich gehörig verwant sein könnten, daß ich aber, wie es heißt, Ober-Entrepreneur sei und also denen Unteren nichts sagen dürfte, obgleich ich von allem wohl wüßte. Ja, das weiß ich sehr wohl und sehr zuverlässig, daß die Entrepreneurs bei diesen Bauten vielen Schaden gelitten haben; die Anschläge waren auf das allergenaueste angefertigt, und als die ganze Stadt anfang zu bauen, so stiegen die Materialien-Preise und Fuhrlohne so sehr, daß sie fast nicht für Geld zu bekommen waren; und wenn die Entrepreneurs Dachsteine aus der Neumark mußten kommen lassen, so war dieses wohl nicht der Weg zum reich werden. Doch dem sei, wie ihm wolle, sie mögen profitieret oder verloren haben, so ist mir nie der Gedanke eingefallen Ober- oder Mit-Entrepreneur zu sein und an ihrem Verdienst Anteil zu haben. Vorläufig habe ich an den Zimmermeister Brandt und Maurermeister Lohry zu Stargardt als die beiden Entrepreneurs geschrieben und ihre Erklärung nach ihrem gewissenhaften Bewußtsein verlangt, welche ich dann ins A und B beilege und ein hochlöbl. Kollegium inständigst gehorsamst bitte, diese Leute durch einen Justizbeamten eidlich näher abhören zu lassen oder aber zuvor den Magistrat zu Jakobshagen über die mir zugesügte Beleidigung näher vernehmen und Beweise bringen zu lassen, in welcher Art ich mit den Entrepreneurs colludieret, sodann aber, wenn, wie ich Gottlob! völlig überzeugt bin, mir nichts Pflichtwidriges erwiesen werden kann, mir Satisfaction zu verschaffen und den Magistrat über diese ehrenrührige Äußerung bestrafen zu lassen. Mir ist an der Aufklärung dieser Sache vorzüglich gelegen, da sowohl meine als eines jeden Baubedienten Geschäfte mit Geldbestimmungen verknüpft sind, deren Betrag bei Anfertigung der Anschläge einigermaßen von uns abhängt und daher wohl öfter der Verdacht entstehet, als wenn der Eigennuz mit im Spiele wäre. . . . Es kann mir der gegenwärtige Vorfall eher angenehm als verdrücklich sein, weil dabei meine Uneigennützigkeit und Redlichkeit erweislich werden wird.“

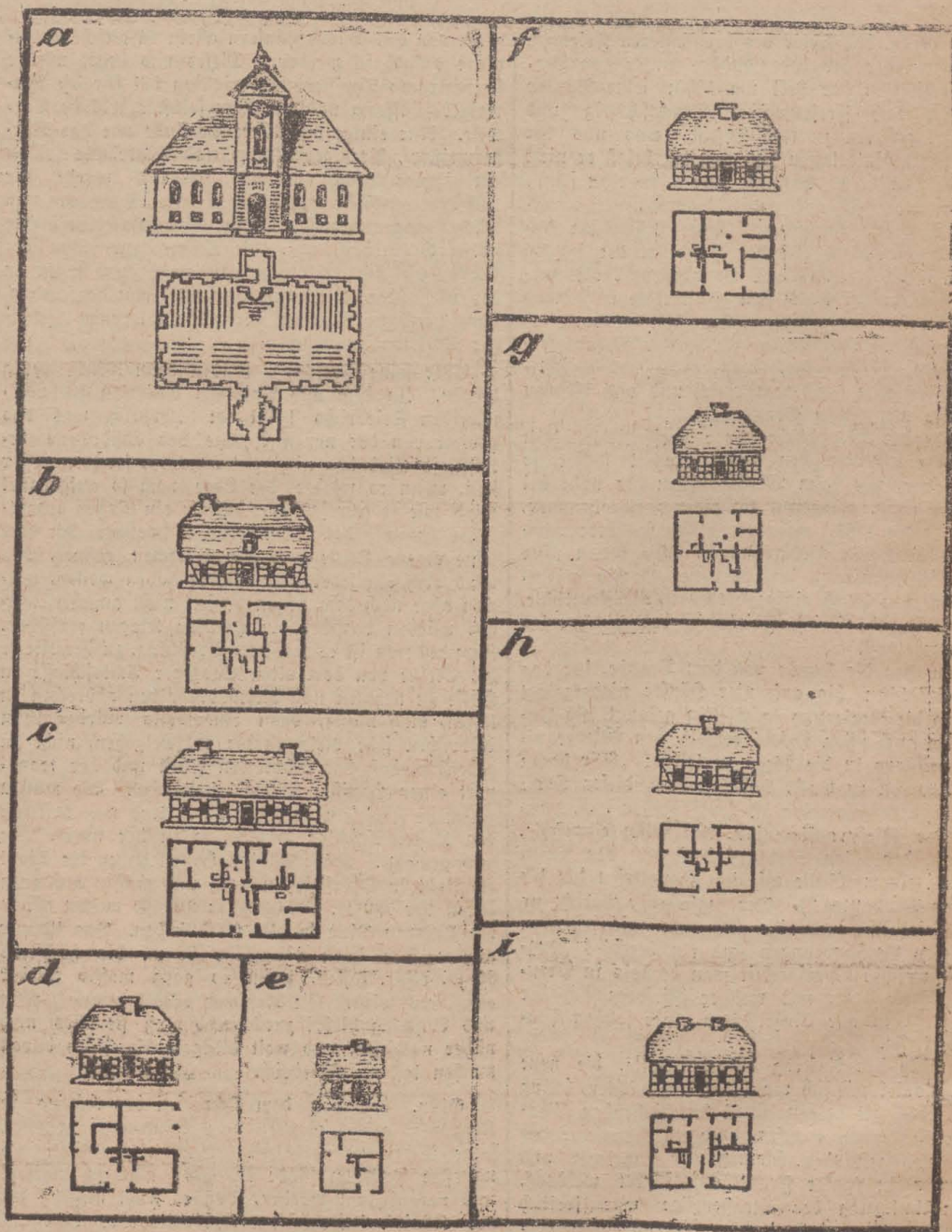
Der Justizamtmann von Jakobshagen erhielt nun Befehl, den Magistrat näher über seine Beschuldigungen zu vernehmen: . . . „Und da wir dem Baudirektor Gilly das Zeugnis eines rechtschaffenen und dienstfertigen Mannes nicht wohl versagen können, verdienet eine dergl. Berleumdung wol einige Ahndung, und habt Ihr daher die Untersuchung des andigsten vorzunehmen.“

Das Protokoll über dieses Verhör ist überraschend und es scheint danach, als ob die Jakobshagener Stadtoberhäupter würdige Nachfahren jener berühmten Schildbürger gewesen seien. . . . „Sie deklarieren aber hierbei auch noch besonders, daß sie nie die Absicht gehabt hätten, dem Baudirektor Gilly durch ihre Eingabe zu nahe zu treten. Sie hielten ihn vielmehr für einen rechtschaffenen und redlichen Baubedienten, von dem sie auch nicht einmal jemalen den Gedanken geheget, als wenn er auf irgendeine Art mit den Entrepreneurs colludieret oder an den ausgelegten Geldern Antheil habe, und was die am Ende ihrer Eingabe mit eingeschlossenen

Worte, daß der Baudirektor Gilly Ober-Entrepreneur sei und denen Unteren keinen Schaden thue, anbelange, so hätten sie unter dem Ausdruck Ober-Entrepreneur nicht verstanden, als ob derselbe von den Entreprig-Geldern einen Antheil bekommen habe und der eigentliche Entrepreneur sei . . . , sondern ihr Sinn dabei wäre nur gewesen, daß der Baudirektor Gilly die Oberaufsicht über den Bau gehabt habe, und da sie nicht französisch verstünden (1), so hätten sie aus reinem Mißverständnis das Wort Entrepreneur gebrauchet, welches soviel heißen solle, als Oberaufseher, als welches sie auf Pflicht und Gewissen versichert.“

Damit war nach 5 Jahren der Mühe und des Verdrußes die Jakobshagener Angelegenheit auch für David Gilly erledigt. Die Geschichte dieses Wiederaufbaus, so geringfügig sie im Ablauf des großen architektur-historischen Geschehens sein kann, mag als ein neuer Beweis gelten, wie stark die Bande sind, die unsere Zeit über das 19te Jahrhundert hinweg mit der friderizianischen Zeit verknüpfen. Nicht allein äußerlich, daß die Baubüde von heute und damals ein-

ander so ähnlich sind, die steigenden Materialpreise, die Verdächtigungen selbstloser und pflichttreuer Architekten, viel wichtiger ist die Ähnlichkeit der künstlerischen Prinzipien. Die Typisierung der Kleinwohnungen, eines der brennendsten Probleme der Gegenwart, war schon im 18ten Jahrhundert bei größeren Bauaufgaben gang und gäbe, die städtebaulichen Tendenzen, die auf Regelmäßigkeit, Geradheit, Ueberschaubarkeit abzielten, berühren sich eng mit den unseren. Für die absolutistische Zeit verstand es sich von selbst, daß dem Staate, der Obrigkeit, die Beschaffung ausreichender und würdiger Wohnstätten zufiel. Auch heute ist, im Gegensatz zum rein individualistischen, nur auf privaten Erwerb gestellten Wohnwesen des 19ten Jahrhunderts, das Bauen wieder eine eminent öffentliche Angelegenheit geworden. Der moderne Architekt, der private wie der beamtete, ist sich wieder bewußt, als Einzelner zugleich Diener an der gesundheitlichen und sittlichen Wohlfahrt eines ganzen Volkes zu sein. Ein neuer Ernst, ein neues Gefühl sozialer Verantwortung verbindet uns mit der friderizianischen Zeit.



Entwürfe des Kgl. Geh. Oberbaurats Gilly für den Wiederaufbau der in Jakobshagen abgebrannten Gebäude.

- a) Kirche, b) Pfarrhaus, c) Schulhaus und Wohnung für Rector und Kantor, d) Stadthaus, e) Haus für einen Widner, Arbeitsmann oder Tagelöhner dergl. 44 zu erbauen, f) Haus für einen Zweihöfner dergl. 6 zu erbauen, g) Haus für Ein-

höfner dergl. 37 zu erbauen, h) Haus für einen Professionisten dergl. 35 zu erbauen wie auch für 26 Kossäten und Halbhöfner, i) Haus für den Bürgermeister und Acise-Inspektor.



## Unsere Hundennamen.

Der Hund steht unter allen Haustieren in einem besonders engen Verhältnis zu seinem Herrn. Dieses Verhältnis hat sich schon in vorgeschichtlicher Zeit entwickelt. Schon in der Steinzeit tritt der Hund als Begleiter des Menschen auf und muß so in Europa als ältestes Haustier angesehen werden.

Nur ausnahmsweise finden wir heute hin und wieder bissige große Hunde, die tagsüber an die Kette gelegt werden. Im allgemeinen ist der Hund, besonders der kleine Spitz, in allen möglichen Abarten und unmöglichen Kreuzungen der ständige Begleiter seines Herrn oder der Vieh hütenden Kinder und dabei meist auch ihr liebster Spielgefährte. Das besondere Freundschaftsverhältnis kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß der Hund einen Namen erhält. Auch diese Namengebung ist schon uralte. Wir kennen von Grabsteinen, die ägyptische Könige der ersten und zweiten Dynastie ihren Lieblingshunden setzen ließen, z. B. Namen wie „Herr“ (vgl. unser „Lord“), „großer Pagan“.

Die Namengebung erfolgt bei unseren Vordorfunden heute bisweilen nach äußeren (Rasse-) Merkmalen. So finden wir Namen wie Spitz, Moppi, Graumann (grauer Hund). Bisweilen erhalten sie aber auch menschliche Namen oder Bezeichnungen, allerdings solche einer fremden oder vergangenen Kultur, wie Hector, Nero, Tyras, Egel (der Sonnenkönig), Sultan und Mohr. Recht häufig ist auch eine Gruppe von Namen anzutreffen, die auf den einst beliebten Gebrauch des Französischen in den vornehmen Kreisen des 18. Jahrhunderts zurückzuführen ist und jetzt noch in manchen dörflichen Kreisen sich erhalten hat („von oben gekommenes, gesunkenes Kulturgut“, eine auch sonst in der Volkskunde häufig beobachtete Erscheinung). Hierher gehören Namen wie Pitti (petit: kleiner), Ammi (ami: Freund), Scherri (cheri: zärtlich geliebter), Scholli (soli: Lieblich). Später scheint man auch englische Namen bevorzugt zu haben. Doch finden sich hier keine allgemeine Bezeichnungen, wie sie sich aus dem Französischen erhalten haben, sondern richtige Vornamen in der Koseform, wie Molly (Mariechen), Nelly (Nenchen), Reddy (Edechen).

Daneben findet man auf unseren Dörfern aber auch gute deutsche Namen verschiedener Art, wie Prinz, Lustig, Flock, Fiffi, Waldo (wohl von Waldmann); ein alter deutscher Name ist Pagan. Sehr alte Hundennamen sind folgende echt deutsche, auf alten primitiven Glauben zurückgehende: Waldmann, Feldmann, Wassermann. Man sieht in dem Tier einen Mann (Mensch), dessen Seele durch einen Zauber in Tiergestalt gebannt ist. Vielleicht hat man dabei auch ursprünglich an einen Dämon des Waldes, des Feldes, des Wassers gedacht, dem der Hund durch die Namengebung geweiht ist, und

## Das Pommerische Wörterbuch.

Im Frühjahr 1926 wurden von Prof. Stammler-Greifswald mit Unterstützung der Preuss. Akademie der Wissenschaften die Sammlungen für ein pommerisches Wörterbuch in die Wege geleitet. Anträge in Form von Fragebogen wurden an sämtliche Zeitungen der Provinz zum Abdruck und an die im Dienste der Heimat stehenden Männer geschickt. Der Bedarf hatte vollen Erfolg! Aus allen Teilen Pommerns und aus allen Schichten kamen fleißige Eingänge; nur wenige Sammler haben uns wieder im Stich gelassen, die meisten von ihnen senden noch heute fortgesetzt ihre Beobachtungen und Notizen ein. Einen richtigen Weg, der allgemein beschritten werden mußte, wies Schulrat Gressens-Belgard, der durch seine Landlehrer, die eine Unterrichtsstunde der Sprache ihres Dorfes widmeten, einen wertvollen Grundstock unserer Sammlung zusammenbringen ließ. Ueberhaupt stellt Pommerns Lehrerschaft den größten Prozentsatz unter unseren Mitarbeitern. Ihnen allen Dank!

Und doch wäre es wünschenswert, wenn die Zahl unserer Helfer noch größer, das Interesse viel allgemeiner würde. Jeder sollte sein Scherlein beitragen und den Sprachschatz seiner Heimat sammeln. Oft kommt die ängstliche Anfrage, ob die Beiträge auch noch zur rechten Zeit eintröfen und die Sammlung noch nicht abgeschlossen sei. Doch das wäre ein wenig zu große Eile! Ein so umfassendes Unternehmen, wie es gerade die Herausgabe eines mundartlichen Wörterbuches darstellt, steckt noch nach Jahren in den Kinderschuhen und erfordert oft die Arbeit einer Generation. Denn es soll ein Denkmal für fast alle Disziplinen der Deutschkunde sein. Die Sprache in ihrer Entwicklung und etymologischen Wertung, Sprichwörter, Rätsel, Kinderreime, Sagen, Gebräuche, alte Lieder und die Wortschöpfung der neusten Dialektliteratur sollen vereinigt werden. Neben dem streng wissenschaftlichen Charakter soll doch ein Wörterbuch ein volkstümliches Lesebuch in sich bergen, das stets den Wert und Gehalt der Heimat laut verkündet. Da will dann durch umsichtige Arbeit alles erschöpft und nichts übergegangen sein. Die schon vorhandenen Vorarbeiten, wissenschaftliches und literarisches Schrifttum,

müssen gewertet und exzerpiert werden. Pommern ist gar nicht so arm daran.

Ueber seinen Anteil an der plattdeutschen Dichtung hat kürzlich W. F. Schulz im Gelboom (1926, 5) gehandelt. Die Fülle der Namen zeigt, daß Pommern einen wichtigen Platz in der Dialektliteratur einnimmt, in der summarisch der Sprachbestand niedergelegt ist. Daneben gibt es schon manche Versuche, systematisch den Sprachschatz der Heimat zu sammeln. 1887 berichtete M. Reifferscheid im Niederb. Jahrbuch 33 ff. über Pommerns Anteil an der niederdeutschen Sprachforschung. In den letzten Jahrzehnten sind einige kleine Arbeiten über begrenzte Mundartgebiete erschienen, außerdem liegt ein handschriftliches Wörterbuch der Wandhagener Mundart von Albert Schwarz vor. Alles in allem schon ein reicher Schatz, aber alle diese Versuche bieten zum Teil nur einen kleinen Ausschnitt, teils sind sie unvollständig oder einseitig. Hier will nun das pommerische Wörterbuch zusammenfassen und aufbauen, sich aber zugleich auch auf eine höhere Warte stellen. „Sprachgeschichte ist zugleich Kultur- und Menschheitsgeschichte“, sagte einmal Jakob Grimm, dies Wort behält auch auf dem eingengeren Gebiete der Mundart sein Recht. Prof. Leuchert-Kostock hat neulich in seinen Aufsätzen über Pommerns Mundarten („R. Z.“ vom 10. und 24. Juli 1926) treffend gezeigt, wie sich durch Verschiedenheiten im Dialekt eine klare Konstruktion der Besiedlung der Provinz ergibt. Dieser einen Erkenntnis der Mundartforschung könnten noch manche andere angereicht werden.

Aber noch einmal: Um zu einem Gesamtbild und zu klaren Ergebnissen zu gelangen, tut die Hilfe aller not! Zunächst muß der gesamte Wortschatz gesammelt werden, die Beiträge von unsern ca. 100 Mitarbeitern werden verzettelt. An eine Bearbeitung kann erst gedacht werden, wenn Vollständigkeit erreicht ist. Helft alle dazu! Die Zentralstelle ist das Germanistische Seminar der Universität Greifswald, Domstr. 9, wohin alle Einwendungen und Anfragen zu richten sind. Und wir hoffen, daß sich jetzt die Zahl der Helfer noch mehren wird.

Dr. Max Lindow-Greifswald.

der dadurch von diesem besondere Kräfte erhält. Besonders merkwürdig und zu dieser Gruppe gehörig sind auch die auf unseren Dörfern nicht seltenen Hundennamen „Strom“ und „Wasser“. Das Wasser ist besonders unwiderstehlich und stärker selbst als das gesüchtete Feuer. Bei Hochwasser versinkt und reißt es alles nieder, was sich ihm entgegenstellt. Es gibt keinen Spruch, der mächtig genug ist,

es zu bannen, und ebenso unmöglich soll es Dieben und Hezemeistern gemacht werden, den Wächterhund des Hofes zu besprechen. Aus diesem Grunde erhält er den Namen Strom, Wasser oder Wassermann.

Vielleicht regen diese Zeilen den einen oder anderen an, den Namen unserer vierbeinigen Freunde einmal etwas Aufmerksamkeit zu widmen.

Dr. F. C. Schulz.

## Alter pommerischer Trinkspruch.

Im Kreise Kolberg-Körlin war es früher bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Gelegenheiten Brauch, beim gegenseitigen Zutrinken über Tisch den folgenden Spruch herzubeten:

Kaiser Karolussen sin best Pferd  
Dat wir 'ne braune Stut;  
Dat eene Doge wir nids wert,  
Dat anner was rein ut!

Die beiden Schlußwörter wurden so lange wiederholt, bis das Glas völlig geleert war. (Nerefe III 51 f.)

Dieser Trinkspruch ist über 500 Jahre alt und weist zurück auf Kaiser Karl IV. (1346-1378). W. Schwarz: Märkische Sagen, achte Auflage Nr. 140 berichtet, daß sich in der Gegend von Tangermünde um 1840 ein Trinkreim erhalten hatte, der an das „fahle“ Pferd Kaiser Karls IV. anknüpft. „Bei einer Wanderung in der Nähe von Tangermünde hörte ich den Reim eines Sonntags nachmittags von Bauern, als sie, in einem Krüge „Met“ trinkend, einen Rundgesang anstimmten. Bei demselben sah einer, als an ihn die Reihe kam, an:

Kaiser Karolus sin best Beer,  
Dat was ene fahle Stute;

Dat eene Doge was nids wert,  
Dat annere was reen utel!

und während er nun trank, fielen die anderen ein: „Reen ute, reen ute, reen utel!“ und wiederholten dies so lange, bis der Betreffende ausgeunken hatte, worauf es hieß:

„Nu wisch he sik de Schuute.“

Kaiser Karl IV. hielt sich gern zu Tangermünde auf und baute sich dort auch hoch an der Elbe ein Schloß. Schwarz erinnert an Engelsts Altmärkische Chronik, worin noch mancherlei Kurzweil erzählt wird, die der Kaiser in Tangermünde getrieben hat, wie die mit dem „fahlen“ Pferde oder mit der Speiße, die nichts kostet und niemand schadet, und dergleichen mehr.

Bei den nahen Beziehungen, die im 14. und 15. Jahrhundert zwischen Pommern und der Mark Brandenburg bestanden, ist anzunehmen, daß die Trinksitte mitsamt dem Spruch aus der Mark zu uns gekommen ist. Bei uns scheint sich die Sitte dann länger erhalten zu haben als an dem Orte ihrer Entstehung.

Uebrigens ist derselbe Brauch auch an anderen Orten populär geworden. Die Quadlinburger sangen, indem sie den Anfang des Reimes auf den bei ihnen sonst sehr beliebten Verhurger-Herzog Alexis andachten, als Rundgesang:

„De Herzog Alexis, de harr en witt Pferd,  
Dat harr ene fahle Schuute;  
Op enen Dge was et blind,  
Op'n annern kunn et nich seihn.  
Drum drinken wi ute, utel!“

Anderswo wird der Herzog von Braunschweig oder Hans von Peine als Besitzer des Pferdes genannt. Im Niederb. Biederbuch 1884 lautet der Reim nach Ost-Böhme III Nr. 1164:

De Hartog von Brunswyk, de harr sön al Pferd,  
Dat harr sön scharpe Schuute;  
Dat ene Dge het was em verdweert,  
Dat annere was em ganz ute.  
Snup ute, snup ute, snup utel!  
Un wisch dy ab de Schuute!

Statt des Pferdes wird gelegentlich auch eine Kuh genannt, so in folgendem westfälischem Trinkspruch:

Jänsten von Bremen, de hadde 'ne Kuh  
Met ene braunen Schuute;  
Met enen Dge sah ohle nach gut,  
Dat andre dat was ren nie!  
Snup ute, rin utel!  
Dann wische du dine Schuute!

Text und Melodie des zuletzt angeführten Reimes finden sich bei Ost-Böhme a. a. O. H.



# Aus dem Sagenschatz des Kreises Dramburg.

Von Prof. D. Knoop = Stargard.

Nachstehende Sagen sind der demnächst im Verlage C. G. Hensel's Buchh., Köslin, erscheinenden umfangreichen „Sammlung von Volksfagen und Erzählungen aus dem Kreise Dramburg“ von Prof. Knoop und Korrektor Heller-Falkenburg entnommen.

## Der spukende Franzose im Dornbusch.

Als die Franzosen nach den Unglückskriegen in den Jahren 1806 und 1807 in Preußen hausten, kamen sie auch in das Dorf Birchow. Es ging auf Messer und Degen, und die Birchower wehrten sich tapfer. An dem Hofe eines Bauerngehöftes, wo es nach Tempelburg herausgeht, wuchs ein wilder Rosenbusch. Unter dem soll ein erschlagener französischer Offizier eingescharrt worden sein. Seinen Geist hat man oft bei dem Dornbusch erscheinen gesehen. Borwichtige Burfchen warfen mit Steinen nach ihm; dann aber verschwand er jedesmal, um sich später wieder zu zeigen.

Herr Hauptlehrer Georg Küfel in Birchow: Birchower Sagenfranz.

## Der Strauchhaufen in der Polenheide.

Als die Franzosen aus Rußland zurückkehrten, paßierte ein französischer Oberst, der eine beträchtliche Kriegsstärke zu retten hatte, mit nur einem Begleiter die Stadt Falkenburg. Trotz der Vorsicht der beiden Franzosen hatten doch mehrere Männer von dem Gelde Kunde erhalten, und sie beschloffen, es in ihren Besitz zu bringen. Sie verbreiteten deshalb die Nachricht, eine Schar preussischer Soldaten nahe auf der Straße von Dramburg her. Eiligst warfen sich die bestürzten Franzosen auf ihre Kasse und sprengten auf dem Wege nach Tempelburg davon. Die alte Straße führte über Büddow, durch die Polenheide und über Heinrichsdorf. In der Aufregung bemerkten die Flüchtlinge nicht, daß man ihnen die ledernen Geldbeutel von den Sätteln abgeschnitten hatte. Um den Diebstahl unentdeckt zu machen, lagen andre Männer im Walde, der Polenheide, überfielen die Franzosen und warfen über ihre Leichen einen Strauchhaufen.

Jeder Mensch, der später an der Stelle vorüberkam, mußte einen grünen Zweig auf den Reifighaufen werfen. Gesah das nicht, so wurde die betreffende Person von den Geistern der Ermordeten verfolgt und geplagt. Im Laufe der Jahre entstand so ein mächtiger Strauchhaufen. Als aber die Chaussee von Falkenburg nach Tempelburg gebaut wurde und infolge ihres Ganges durch die sogenannten Pottfichten die alte sandige Landstraße vereinsamte, ist der Brauch unterblieben, und der Reifighaufen ist nach und nach verschwunden.

Blätter f. pom. Volkskunde 9, 29.

## Der Reifighaufen in der Polenheide.

Der Förster Klitzke erschloß vor Jahren, jedenfalls war es in der Zeit der Befreiungskriege, in der Polenheide bei Falkenburg einen Franzosen, von dem er glaubte, daß er die Kriegsstärke bei sich führe. Er hatte sich aber geirrt. Jetzt bedeckt ein Reifighaufen das Grab.

## Kleine Mitteilungen.

### Im Novemberwald.

Der November hat einen schlechten Ruf, und als Uebergangszeit vom Herbst zum Winter zeigt er sich auch oft von der unangenehmen Seite, da meist regnerisches, unfreundliches Wetter herrscht, nur selten unterbrochen von hellen, sonnigen Stunden. Die Natur rüstet sich zur Winterruhe. Hat der Oktober noch vielfach mit der Entlaubung der Bäume und Sträucher gezeugert, so schafft es der November um so nachdrücklicher. In diesem Jahre ist das Laub verhältnismäßig lange an den Bäumen geblieben. Aber in Kürze wird die wunderwolle herbstliche Farbenpracht, wie wir sie jetzt noch im Gollen an manchen Stellen, besonders aber im Buchwald bewundern können, verschwunden sein. Nur die Nadelhölzer

# Erinnerungen an den Turnvater Jahn

in Henkenhagen, Kreis Kolberg.

Von Simon Zuchen.

An dem ehemaligen Müller'schen Hause, dem Geburtshause meiner Schwester, auf dem „Hinkenberg“ in Henkenhagen, waren noch bis Ausgang des Krieges ein Efeustamm und ein vollständig mit Efeu umwachsener alter Ziehbrunnen zu sehen. Ihr Vorhandensein war weit in der Umgebung bekannt, und sie waren als Sehenswürdigkeit das Ziel vieler Besucher. Ueber die Entstehung dieses Efeustammes wird folgendes erzählt. Als in den ersten Jahren nach 1820 der Turnvater Jahn sich in Kolberg in Festungshaft befand, war es ihm erlaubt, Ausflüge in die weitere Umgebung Kolbergs zu machen. Oft kam er dann, immer von zwei Posten begleitet, am Strande entlang bis nach Henkenhagen und nahm dann jedesmal in dem später Müller'schen Hause seinen Aufenthalt. Dicht an dem Hause wurzelte ein starker Rosenstrauch, unter dessen Blütendach, im kühlen Schatten, er seine Ruhestunden besonders gern verbrachte. Noch mein Onkel, der verstorbene Lehrer E. Simon, schreibt 1899 in einem Briefe: „Hoffentlich sehen wir uns in Kürze wieder unter dem Rosenstrauche des Turnvaters Jahn“.

Als Erinnerung an seinen ihm lieb gewordenen Aufenthalt in Henkenhagen pflanzte Jahn vor dem Hause in den Garten einen Efeutrieb ein, der kräftig wuchs und blühte. Er hatte später, als er in seiner

Altersform zum Stamme geworden war, das Aussehen eines Bierseidels, besonders von der Seite gesehen. Auch der Henkel war vorhanden. Und wenn zur Blütezeit die Krone ein einziges Blütenmeer bildete, sah der Baum einem mit schäumendem Bier angefüllten Seidel lebhaft ähnlich. Als nach Jahren die Stadt Kolberg auf diese Henkenhägener Erinnerung an den alten Jahn aufmerksam geworden war, wollte sie, wie ich gehört habe, den Efeustamm für einige Tausend Mark kaufen und auf den Kaiserplatz verpflanzen. Aber dem alten Müller war das Andenken an Jahn nicht um Geld feil, auch fürchtete er, daß bei dem Umpflanzen der Baum eingehen würde. So blieb er als Sehenswürdigkeit im Dorfe. Als der Stamm mit der Zeit hohl geworden war, wurde eine Stütze in ihn hineingestellt, um ihn zu halten. Aber während des Krieges zerbrach diese Stütze und der ganze Baum zerbarst. Es war nicht mehr möglich, ihm einen neuen Halt zu geben. Auf dem Boden liegend, grünte er noch einige Jahre weiter. Heute sind nur noch wenige Spuren von ihm vorhanden, und auch der alte Ziehbrunnen, vom Jahn der Zeit morsch geworden, mußte der neuen Zeit weichen, und nur ein zugedecktes Bod im Vorgarten zeigt noch seine alte Stelle an.

geben dann der Natur eine anheimelnde Färbung und der eintönigen Landschaft eine angenehme Unterbrechung. Die Buchen haben in diesem Herbst eine reiche Ernte gegeben. An manchen Stellen im Buchwald liegen die Bucheckern in reichlicher Menge auf dem Waldboden; auch die Bäume tragen noch viel Samen. Viele Vögel lassen sich deshalb diese köstliche Baumfrucht gut schmecken. Auch der Waldboden sieht herbstlich aus. Die stellenweise riesigen Büsche des Holersfarns, auch das Heidekraut, haben ein braunes Kleid angetan, das Blaubeerkraut ein rotes, das schon zum Teil abgeworfen ist. Brombeeren, Himbeeren und manche Gräser sind schmutzgrün. Am Waldbrande ist ein Sprung Rehe auf der Wintersaat. Einige Säugetiere halten Winterschlaf; die niedere Tierwelt ist ebenfalls fast ganz verschwunden und den Wald beleben jetzt unsere Standvögel, wie Meisen, Baumläufer, Goldhähnchen, Kleiber und Spechte, die täglich unter leisen Lockrufen ein bestimmtes Revier nach Nahrung absuchen. Das laute Räkchen des Eichelhäher und die aufdringlichen Schreie der überall umherstreichenden Krähen geben der spätherbstlichen Natur in Wald und Heide das richtige Gepräge. Le.

bietet. Durch diese Erkenntnis soll das Auge des Waldfreundes geschärft werden, soll ihn anregen, das Walten der Naturkräfte und das Wirken des Menschen im Walde mit steigender Anteilnahme zu betrachten, und wird es ihm zur Pflicht machen, an der Bekämpfung all der vielen Schäden mitzuwirken, die dem Walde und seiner Tier- und Pflanzenwelt durch Kurzsichtigkeit, Gefühlsarmut und Unverständnis zugefügt werden. Der Freund des Waldes — er muß dazu möchte das Buch recht viele machen — er muß auch der Schützer des Waldes sein.

Von jeher war der Wald ein Sorgenkind des Heimaltschutzes und noch mehr in der Kriegs- und Nachkriegszeit ist am deutschen Walde so sehr gesündigt worden. Es ist deshalb nur zu begrüßen, daß oben genannte ganz besonders berufene Fachleute vom deutschen Walde sprechen und so vom naturkundlich-fachlichen Standpunkt an der Erhaltung und am Schutze des Waldes mitarbeiten. Das Buch ist überaus fesselnd und lehrreich, verschönt durch viele reizvolle Bilder aus dem Walde. Frischer, köstlicher Waldesduft strömt dem Leser aus dem Werk entgegen; es ist ein wahres Volks- und Heimatbuch. Le.

## Heimatbücherei.

**Vom grünen Dom.** Ein deutsches Waldbuch. Im Namen der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen herausgegeben von Walter Schoenichen, unter Mitwirkung von Forstmeister D. Feucht-Teinach i. Wttb., Prof. Dr. H. Hausrath-Freiburg i. Br. und Prof. Dr. M. Wolff-Eberswalde. Mit 61 Abbildungen. München 1926. Verlag Georg D. W. Callwey. Preis geb. 8.— M., bei Bestellung bei der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen, Berlin-Schöneberg, Grunewaldstraße 6-7, zum Vorzugspreise von 4.80 M.

Das vorliegende hübsche Waldbuch will dem Leser für das Wesen und die Bedeutung des Waldes, seinen vielfältigen volkswirtschaftlichen, sozialpolitischen und ethischen Wert ein tieferes Verständnis erschließen. Es stellt sich daher die lohnende Aufgabe, von dem deutschen Walde, der unserem Volke nun einmal als der Inbegriff des Naturhaften gilt, in großen Zügen zu schildern, welche Schicksale ihn im Laufe der Geschichte betroffen haben, welche Bäume ihn zusammensetzen, welche Blumen und Tiere unter dem Schirm seiner Wipfel wohnen, wie der Mensch seine Gaben sich zu dauernder Nutzung erhält und wie alles dies zusammenwirkt, um dem Walde das Antlitz zu geben, das er uns heute dar-

**Die Vögel Mitteleuropas** in allen Lebens- und Entwicklungsstufen photographisch aufgenommen und in ihrem Seelenleben bei der Aufzucht vom Ei ab beobachtet, von Dr. Oskar und Frau Magdalene Heinroth. Herausgeg. von der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Verlag Hugo Bermühler in Berlin-Nichtersfelde. Erscheint in etwa 75 Lieferungen. Preis pro Lieferung 2.50 M.

Wir konnten seinerzeit an dieser Stelle das Erscheinen der ersten Lieferungen dieses epochemachenden Werkes begrüßen. Uns liegen bis jetzt 25 Lieferungen vor, die vollkommen das hielten, was die ersten versprochen. Schon heute hat sich das Werk in weiteste Kreise Eingang verschafft und damit einen Erfolg errungen, wie er wissenschaftlich gebildeten Büchern nur sehr selten zuteil wird. Es ist das große Verdienst des Ehepaares Heinroth, sich darauf meisterlich verstanden zu haben, einen neuen Stil der Popularisierung wertvoller Forschungsergebnisse unserer heimischen Vögel zu schaffen. Welche Schwierigkeiten es zu überwinden galt, die Tiere so unübertrefflich lebenswahr auf die photographische Platte zu bannen, wird der Beschauer ohne weiteres erkennen können. Text und Bilder erfreuen und befriedigen nicht nur den Vogelkenner und Vogel- und Heimatfreund, sondern schaffen auch dem Künstler und Präparator lehrreiche Vorlagen. Le.